



IN DAS LICHT

ROMAN

Von Claudia Gray

Ins Deutsche übertragen von
Andreas Kasprzak

Panini BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Titel der amerikanischen Originalausgabe:

„*Star Wars: The High Republic – Into the Light*“ by Claudia Gray, published by Lucasfilm Press, an imprint of Buena Vista Books Inc., April 2025.

© & TM 2025 LUCASFILM LTD. All Rights Reserved.

Design by Kurt Hartmann, Soyoun Kim, Scott Piehl and Leigh Zieske

Deutsche Ausgabe 2025 by Panini Verlags GmbH, Schloßstr. 76, 70176 Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten.

Geschäftsführer: Hermann Paul

Head of Editorial: Jo Löffler

Head of Marketing: Holger Wiest (E-Mail: marketing@panini.de)

Presse & PR: Steffen Volkmer

Übersetzung: Andreas Kasprzak

Lektorat: Irina Marx

Umschlaggestaltung: tab individuell, Stuttgart

Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI Books, Ulm

Printed in Germany

YDSWHR009

1. Auflage, Mai 2025, ISBN 978-3-8332-4631-9

Auch als E-Book erhältlich: ISBN 978-3-7569-9951-4

Findet uns im Netz:

www.starwars.com

www.paninibooks.de



PaniniComicsDE

*Für Mike, Jen, Charles, Justina, Cavan, Daniel, Lydia,
Crash, George, Tessa und Zoraida – danke, dass ihr mich
auf diese Reise mitgenommen habt.*

STAR WARS™ TIMELINE

DIE HOHE
REPUBLIK



NIEDERGANG
DER JEDI



AUFSTIEG DES
GALAKTISCHEN
IMPERIUMS



DIE DUNKLE
BEDROHUNG

ANGRIFF DER
KLONKRIEGER

THE CLONE
WARS

DIE RACHE
DER SITH

THE
BAD BATCH

SOLO:
A STAR WARS
STORY

ÄRA DER
REBELLION



ÄRA DER
NEUEN
REPUBLIK



AUFSTIEG
DER ERSTEN
ORDNUNG



REBELS

ROGUE ONE:
A STAR WARS
STORY

EINE NEUE
HOFFNUNG

DAS IMPERIUM
SCHLÄGT ZURÜCK

DIE RÜCKKEHR
DER JEDI-RITTER

THE
MANDALORIAN

RESISTANCE

DAS ERWACHEN
DER MACHT

DIE LETZTEN
JEDI

DER AUFSTIEG
SKYWALKERS

STAR WARS DIE HOHE REPUBLIK

DIE PRÜFUNGEN DER JEDI

Die finale Konfrontation zwischen den Jedi und den Nihil steht unmittelbar bevor. Die heldenhaften Jedi sind dem Feind zahlenmäßig weit unterlegen, da sie ihren Gegnern an vier verschiedenen Fronten die Stirn bieten müssen.

Einige Jedi trotzen den NIHIL-PLÜNDERERN, die vorhaben, den Planeten ERIADU dafür zu bestrafen, dass er ihrer Gewaltherrschaft Widerstand leistet. Andere patrouillieren die gefährliche Grenze der OKKLUSIONSZONE, um umliegende Planeten vor skrupellosen Nihil-Überfällen zu schützen.

Und einige wenig tapfere Jedi-Ritter tun ihr Bestes, um der mysteriösen VERDERBNIS Einhalt zu gebieten, einer Infektionskrankheit, die einen Planeten nach dem anderen befällt und alles Leben auf diesen Welten auslöscht. Andere wiederum kämpfen gegen den finsternen MARCHION RO und seine monströsen NAMENLOSEN.

Um die Republik zu retten, müssen sich die Jedi nicht bloß ihren eigenen Ängsten, sondern auch ihrer bislang größten Herausforderung stellen. Falls sie auch nur an einer einzigen Front ihres galaktischen Kampfs versagen, wird die Woge der Finsternis das Licht der Jedi für alle Zeiten auslöschen ...

EINS

Der Planet Inad schwebte in der Dunkelheit des Alls wie eine perfekt geformte, schimmernde Kugel, deren Blau- und Grüntöne auf eine üppige Vegetation und Tierwelt hinwiesen. Viele Generationen zuvor hatten die Inadi beschlossen, ihre Welt rein zu halten, ohne Umweltverschmutzungen durch Großindustrie. Über den Himmel zogen nur die allernötigsten Satelliten. Alles mit dem Ziel, den Frieden und die Harmonie ihrer Lebensweise und das Erbe ihrer Kinder zu wahren.

Einige Generationen später entschieden die Inadi dann, dass es gut wäre, mehr Credits zu verdienen.

Credits zu verdienen, erforderte Industrie – aber die Inadi glaubten, sie müssten dafür nichts opfern. Inads größerer Mond, Inad Komesh, besaß eine atembare Atmosphäre, reichlich Erzvorkommen und eine Schwerkraft, die sich innerhalb der entsprechenden Republik-Normen bewegte, war abgesehen davon aber karg und unfruchtbar und bot nur Mikroben ein Zuhause. Mit einem Shuttle dauerte der Flug zwischen dem Planeten und dem Mond kaum länger als zwanzig Minuten. Warum also nicht neue Industrie auf diesem Mond ansiedeln und gleichzeitig Inad in seiner natürlichen Schönheit erhalten?

Und so wurde Inad Komesh zum Standort aller Fabriken, Raffinerien und Minen von Inad. Der interplanetare Handel florierte. Die Bürger von Inad erwachten morgens in schönen Häusern inmitten urtümlicher Wälder oder an einer Küste mit

Sand, so weiß wie die Sterne. Dann begaben sie sich zu einem der – sorgsam mit natürlichem Fels verkleideten – Raumhäfen, die gänzlich mit ihrer Umgebung verschmolzen, und pendelten nach Inad Komesh – das, wenig überraschend, schnell all das wurde, was Inad nicht war: überentwickelt, schmutzig, laut und so vollgestopft mit Gebäuden, dass der eigentliche Boden in manchen Gegenden kaum noch zu sehen war. Einige bezeichneten Inad Komesh als „Klein-Coruscant“ – ein Spitzname, der gut gepasst hätte, wäre Coruscant ohne Rücksicht auf Schönheit, Eleganz, Erhabenheit oder gar Komfort errichtet worden. Doch um ehrlich zu sein, mochten die meisten Inadi diesen Gegensatz sogar, da er ihnen am Ende jeden Tages die Heimkehr umso mehr versüßte.

Gleichwohl, eine Gefahr, die Inad Komesh barg, war übersehen worden: Auf einer so überbauten, dicht bevölkerten Welt hatten gewisse Bedrohungen einen großartigen Nährboden, um Wurzeln zu schlagen und sich die ganze Zeit unbehindert auszubreiten, bevor sie jemand bemerkte.

Bedrohungen wie die Verderbnis.

Während die Inadi munter ihrem Tagwerk nachgingen, breitete sich die Verderbnis so langsam aus, dass sie anfangs niemand bemerkte. Dann, innerhalb weniger grässlicher Tage, veränderte sich der Mond dramatisch. Ein Gebäude stürzte ein, dann noch eins und noch eins. Leben gingen verloren, und im Umkreis von Dutzenden Klicks rings um den jeweiligen Unglücksort gab es Stromausfälle. Die künstlich angelegten Wasserstraßen versiegten, als das kostbare Nass scheinbar in den Kern des Mondes gesaugt wurde. Die Leute begannen zu fordern, sämtliche Aktivitäten auf Inad Komesh unverzüglich einzustellen, bis die Vorkommnisse gründlich untersucht worden waren, machten Bauunternehmen und Bauherren für die Katastrophe verant-

wortlich und verlangten nach Konsequenzen. Und die hätte es auch gegeben – wäre das nächste Gebäude, das einstürzte, nicht ausgerechnet der Orbital-Operationsturm gewesen, von dem aus der gesamte Luft- und Raumverkehr, die Kommunikation und sämtliche Satellitenfunktionen kontrolliert wurden.

Mit anderen Worten: Sobald der Turm in Trümmern lag, waren jene Inadi, die sich in diesem Moment auf Inad Komesch befanden, auf dem Mond gefangen. Jetzt endlich erkannten sie auch, dass die Verderbnis unter ihnen wütete. Panik breitete sich aus, doch niemand konnte sich in Sicherheit bringen – nicht ohne Hilfe.

„Bleibt ruhig!“, rief Jedi-Ritter Reath Silas der Menge zu, die sich um einen der größeren Republik-Transporter drängten, der kürzlich auf einem der zentralen Raumhäfen gelandet war. Hunderte, vielleicht sogar tausend Wesen waren in ihrer Verzweiflung hergekommen, in der Hoffnung, irgendwie von Inad Komesch zu entkommen. Die Luft schien vor Furcht zu vibrieren. „Wir haben genug Schiffe, um alle in Sicherheit zu bringen! Aber das braucht Zeit! Je unorganisierter das hier abläuft, desto länger wird es dauern – also bewahrt Ruhe, meidet den Kontakt mit allem, das Anzeichen der Verderbnis aufweist, und tut, was ich sage!“

Seine Worte wurden durch ein entsprechendes Gerät verstärkt, und die, die sie vernahmen, beruhigten sich ein wenig. Doch leider hörten die meisten Leute ihn *nicht* – sie wussten nur, dass wichtige Anweisungen gemacht worden waren, die sie nicht mitbekommen hatten, was sie nur noch panischer werden ließ.

Reath warf einen verzweifelten Blick auf seine Freunde und Jedi-Gefährten Bell Zettifar und Burryaga, die am Rande der Menge versuchten, für Ordnung zu sorgen – ohne Erfolg.

Sogar Jedi-Meister Adampo, ihr Teamleiter, war so damit beschäftigt, den Verletzten zu helfen, dass er außerstande war, die Situation mit seinem beruhigenden Einfluss zu entschärfen. Auf dem Raumhafen herrschte völliges Chaos. Schon in wenigen Minuten würde der nächste Transporter landen, doch Reath befürchtete, dass das Schiff von einem Massenansturm empfangen werden würde, der nicht weniger gefährlich war als ein weiterer Gebäudeeinsturz.

Er schaute zum trüben Himmel von Inad Komesh hinauf und entdeckte hoch über sich den tiefer sinkenden Transporter, kaum mehr als ein vager Punkt. Doch auch die Leute sahen ihn, und das Gemurmel der Menge wurde immer lauter und hektischer.

Dann blitzte plötzlich ein violetter Lichtschein auf, begleitet von einem lauten, scharfen Knall. Alle – auch Reath – drehten sich um und sahen, wie sich Jedi-Ritterin Vernestra Rwoh mit ihrer glühenden Lichtpeitsche in der Hand einen Weg durch die Menge bahnte. „Alle heeeeeerhören!“, rief Vernestra. Die Menge verstummte schlagartig, sodass ihre nächsten Worte weithin zu hören waren: „Das nächste Transportschiff ist gleich hier! Und eure einzige Chance, an Bord dieses Schiffs zu gelangen, besteht darin, zu tun, was Reath sagt, und seine Anweisungen zu befolgen! Kapiert?“ Ein paar Leute nickten, und das leise Murmeln der Versammelten verriet, dass sie verstanden hatten. Vern nickte zufrieden. „Also gut. Gehen wir’s an!“

Als die Umrisse des Transporters schließlich deutlich am Himmel auszumachen waren, hatten sie die Inadi in lange Schlangen eingeteilt. Die Kinder und alte, verletzte oder auf andere Weise besonders schutzbedürftige Personen standen ganz vorn. Reath sorgte dafür, dass sich seine Wege lange genug mit denen von Vernestra kreuzten, um ihr zu sagen: „Ich hoffe,

irgendwann kriege ich auch den Dreh raus, wie man so was macht.“

Vernestra lachte. „Manchmal ist ein bisschen Strenge gar nicht so verkehrt.“ Offenbar standen Reath seine Zweifel ins Gesicht geschrieben, denn sie legte ihm eine Hand auf die Schulter und fügte hinzu: „Das ist nicht dasselbe, wie dem Zorn nachzugeben oder so was. Es geht darum, die Leute aufzurütteln – sie aus ihrer Schockstarre zu reißen, sodass sie dazu imstande sind, das zu tun, was sie tun müssen.“

„Natürlich.“ Eigentlich hätte sich Reath das selbst denken können, und zweifellos wäre er auch allein darauf gekommen, wären die vergangenen zwei Tage nicht ein solches Chaos gewesen. Seit der Ankunft des Jedi-Teams auf Inad Komesh hatte er keine fünf Stunden geschlafen, und irgendwie schien es, als würde der Andrang der Leute, denen sie helfen mussten, mit jedem Transporter, der abhob, größer zu werden, statt nachzulassen. Der grobkörnige Staub in der trockenen Luft des Mondes hatte seine Robe mit einem grauen Film überzogen und, den anderen Jedi nach zu urteilen, vermutlich auch sein Haar. (Burryaga sah aus, als wäre er mit Puderzucker bestäubt worden wie Süßbuttergebäck.) Reath redete sich ein, dass es sich tatsächlich bloß um reinen Staub handelte – um Staub, der nicht mit Verderbnispartikeln verseucht war, denn sonst wäre ihre Mission bereits zu Ende gewesen, bevor sie überhaupt richtig begonnen hatte. Ihre Aufgabe war klar: Sobald die Evakuierung abgeschlossen war, mussten sie alles tun, was in ihrer Macht stand, um die Wahrheit herauszufinden, doch bis dahin mussten sie versuchen, die schreckliche Bedrohung durch die Verderbnis zu ignorieren. Was kein leichtes Unterfangen war, denn die Inadi wurden von Stunde zu Stunde immer angespannter und verzweifelter.

Wer könnte es ihnen verdenken?, ging es Reath durch den Kopf, während er die Menge weiter zur Ordnung rief. In der Ferne kläffte Bells Aschehündin Ember fröhlich, während sie einige weitere Inadi zu ihrem Platz in der Schlange trieb, genauso wie sie unter anderen Umständen Muunyaks zur Schur getrieben hätte. Reath freute sich über das Gebell, den einzigen offenkundigen Beleg dafür, dass das Leben ungeachtet allen Kummers doch noch Freude barg. Am Rande der Menge gab Jedi-Meister Adampo sein Bestes, um für Ordnung zu sorgen, doch er tat sich schwer damit, denn abgesehen vom allgemeinen Grauen der Situation, forderten drei Jahre des Konflikts und der Verluste mehr und mehr ihren Tribut. Adampo war erschöpft und ausgelaugt. *Die Verderbnis war hier so lange unbemerkt geblieben, dass sie nicht einmal ahnten, in welcher Gefahr sie schwebten, bis ihr Leben akut davon bedroht war.* Die Verderbnis war eine schleichende Gefahr, die die Welten, die sie befiel, zwar langsam verschlang, aber dafür umso unerbittlicher. Auf Inad Komesch bedeutete die späte Entdeckung der heimtückischen Seuche, dass der gesamte Mond innerhalb weniger Tage auseinanderzubrechen drohte. Offensichtlich waren verwilderte, zugewucherte Gebäude und überlastete Fundamente eine besonders schlechte Kombination, was die Anfälligkeit für die Korrosionskräfte der Verderbnis betraf.

Reath überkam ein kurzer Anflug von Dankbarkeit dafür, dass sich die Verderbnis auf Coruscant bislang auf den Jedi-Tempel beschränkte. Aber wie lange noch?

Er schob seine Zweifel hastig beiseite. Dafür war jetzt keine Zeit: Die Inadi brauchten ihre Hilfe. Er sah nach einigen derer, die schwerer verletzt waren und von Padawan Amadeo Azzazo und Sanitäter Dorian Innes versorgt wurden. „Keine Sorge“, sagte er zu einer älteren Frau, die auf einer Bahre lag und vor

Schmerzen zitterte. „Das Schiff ist im Anflug. Es dauert nicht mehr lange.“

„Ich glaube, ich habe Halluzinationen“, entgegnete sie mit schwankender Stimme. Mit zittriger Hand deutete sie auf einen Turm in der Nähe. „Es sieht aus, als würde der tanzen.“

Reath öffnete den Mund, um ihr etwas Beruhigendes, Beschwichtigendes zu sagen – doch dann erhaschte er einen Blick auf den Turm, der sich neigte wie ein Baum im Wind. Jeder, der auf Coruscant aufgewachsen war, hatte schon hohe Gebäude schwanken sehen, aber für Reaths geübten Blick war der Neigungswinkel des Bauwerks bedenklich. *Gefährlich* bedenklich.

Er griff gerade nach seinem Kommlink, als die Stimme von Indeera Stokes aus dem Gerät drang: „Der Transporter ist da! Keine Angst! Wir landen in weniger als zwei Minuten.“

„Ihr müsst so viele Leute an Bord nehmen wie irgend möglich, ohne dass es die Flugfähigkeit beeinträchtigt“, sagte Reath. „Es ist nicht erforderlich, dass alle sitzen. Jeder, der noch stehen kann, sollte stehen. Außerdem müssen wir so schnell wie möglich weitere Transporter anfordern. Wir brauchen so viele Schiffe hier, wie wir kriegen können, und zwar so schnell wie möglich! Wir rechnen jede Minute mit weiteren Gebäudeeinstürzen, die eine Kettenreaktion in der ganzen Region auslösen könnten!“

„Verstanden“, gab Indeera zurück. „Übrigens: Ich habe noch ein paar weitere Jedi dabei. Aber wie du ja bereits weißt, haben wir so viele wie irgend möglich bereitgestellt, um euch zu unterstützen.“

„Ja, ich weiß“, sagte er. Der Jedi-Orden war wegen des Nihil-Aufstands und der Machenschaften von Marchion Ro seit Monaten – nein, mittlerweile seit *Jahren* – chronisch überlastet. Reath konnte sich kaum noch daran erinnern, wie es gewesen

war, mit einem ganzen Trupp seiner Jedi-Gefährten auf Missionen zu gehen, in dem Wissen, dass alle bestens ausgerüstet und auf alles vorbereitet waren, was sie erwarten mochte. „Doch ich fürchte, Inad Komesh steht unmittelbar vor dem totalen Zusammenbruch.“

Indeera Stokes fluchte leise. „Ich kontaktiere sofort Coruscant.“

Mittlerweile schwebte der Transporter nur noch wenige Stockwerke über dem Boden, um mit seinen Triebwerken die Luft zu verdrängen und noch mehr aschfahlen Staubs aufzuwirbeln. Reath musste niesen und wünschte sich dann, er hätte den Mund lieber geschlossen gehalten, als der Staub zwischen seinen Zähnen knirschte. Sein Magen verkrampfte sich bei dem Gedanken, dass der Staub von Partikeln der Verderbnis kontaminiert war – unsichtbar und tödlich. Doch ihm blieb nichts anderes übrig, als weiterzumachen. Er spuckte auf den Boden, ehe er über das Stimmverstärkungsgerät rief: „Wir beginnen mit dem Einsteigen, sobald sich die Rampe senkt, also alle –“

Er verstummte, als das Knirschen und Kreischen von sich verbiegender Metall ihn übertönte. Noch während der Transporter hinter ihm landete, wirbelte Reath herum und sah – zu spät, um irgendwie darauf zu reagieren –, wie ein Gebäude ganz in der Nähe, kaum einen Viertelklick entfernt, einstürzte. Entsetzensschreie schallten durch die Menge, als der Boden unter ihren Füßen erbebt und sich eine gewaltige Staubwolke durch die Straßen wälzte, die wie eine unaufhaltsame Woge über sie kam – so dicht, dass Reath schlagartig nicht einmal mehr die Hand vor Augen sehen konnte. Er schaffte es, sich hinzuknien, bevor er hinstürzen konnte, doch die Schmerzensschreie und die verängstigten Rufe ringsum verrieten ihm, dass nicht alle unverletzt geblieben waren.

„Kommt!“, hallte eine vertraute Männerstimme durch den aufgewirbelten Staub. „Folgt dem Licht!“ Bei diesen Worten durchschnitt der gleißende, blaue Schein eines Lichtschwerts das Zwielflicht und sorgte für gerade genügend Helligkeit, um die vagen Umrisse des Transportschiff-Zugangs aus dem Dämmerlicht zu reißen.

Reath begann, die Leute in Richtung des blauen Lichtscheins zu führen, während er sich dazu zwang, sich voll und ganz auf die zu bewältigende Aufgabe zu konzentrieren. Als er sich dem Lichtschwert näherte, breitete sich ungeachtet der Staubkörnchen zwischen seinen Zähnen ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. „Dachte ich's mir doch, dass ich diese Stimme kenne!“

„Schön zu wissen, dass du nicht vergessen hast, wie oft ich dir beim Sparring in den Arsch getreten habe“, entgegnete Dez Rydan. Durch den Staub konnte er Dez' Grinsen ausmachen. Sein alter Freund und Mentor sah wieder ganz wie er selbst aus, jedenfalls soweit Reath das unter den eingeschränkten Sichtverhältnissen erkennen konnte. Offensichtlich hatte Dez seine Abwesenheit nach dem Ablegen des Barash-Gelübdes gutgetan. So stand dem Orden in einer Zeit, in der sie ihn am nötigsten brauchten, ein weiterer großartiger Jedi zur Verfügung.

Doch nur Sekundenbruchteile später ging die Freude über ihr Wiedersehen im Kreischen reißenden Metalls unter. Reath schaute nach oben und sah, wie die verschwommenen Umrisse des größten Turms in der Nähe – die Umrisse des tanzenden Turms – auf das Transportschiff zustürzten, auf die Menge und auf Reath selbst, um sie alle unter sich zu zerquetschen.

ZWEI

Der Einsturz eines Gebäudes war für die Jedi beunruhigend und für die Menge ringsum schockierend gewesen. Doch eine zweite Katastrophe dieser Art könnte zu einer Massenpanik führen, ganz zu schweigen davon, dass sie alle von einer weiteren, noch größeren Wolke aus Staub und Schutt bedeckt werden würden, die möglicherweise mit der Verderbnis verseucht war.

Darum durfte es keinen weiteren Einsturz geben.

Reath hob seine Hände gen Himmel – das war eigentlich nicht nötig, um sich der Macht zu bedienen, doch ihm half es häufig, seinen Körper so zu bewegen, dass er den gewünschten Effekt nachahmte, um den Geist zu zentrieren und sein Bewusstsein zu klären. Er konzentrierte sich auf die Inadi und seine Jedi-Gefährten um sich herum, jedoch nicht auf ihre Angst, sondern auf ihren Wunsch, zu leben, auf ihre Versuche, einander zu helfen, auf das Gefühl der Gemeinschaft, das dieses Unglück mit sich brachte – das alles barg im Licht große Kraft. Neben ihm reckte Dez die Arme ebenfalls in die Höhe, und Reath spürte, wie auch all die anderen Jedi ihre Energie bündelten, um mit vereinten Kräften zu verhindern, dass die Situation zu völliger Verwüstung eskalierte.

Während er zu seinen Händen hinaufstarrte, drückte das Gewicht des Turms so mächtig auf den Widerstand, den er in der Macht geschaffen hatte, dass Reath für einen Moment das Gefühl hatte, das sonnenversengte Mauerwerk warm und rau auf

seiner Haut zu spüren. Doch dann erstarrte der Sturm während des Einstürzens in der Luft, ein warnender Finger, der wie urteilend auf die Menge zeigte. Der Schatten des umstürzenden Gebäudes verdunkelte die Gesichter der Leute, die sich in Panik darunter zusammenkauerten.

„Zur Seite“, keuchte Dez; er klang erschöpft. Die beiden Jedi zitterten unter der Last ihrer Bürde, genau wie sie es getan hätten, wenn sie versucht hätten, ein gewaltiges Gewicht statt mit der Macht mit der Kraft ihrer Muskeln zu heben. „Schieben wir das Ding zur Seite; dann können wir es langsam runterlassen.“

Reath nickte. Eigentlich waren überhaupt keine Worte nötig – er konnte spüren, dass jeder Jedi in dem von dieser Katastrophe betroffenen Gebiet von Inad Komesh die gleiche Absicht verfolgte; dass alle im Gleichklang dachten und handelten. Doch genau wie Handbewegungen konnten Worte helfen, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, darauf, worauf es in diesem Moment ankam – und selten zuvor war es so wichtig gewesen wie jetzt, sich zu fokussieren, um Hunderttausende Kilo Ziegelsteine daran zu hindern, auf die Köpfe so vieler hilfloser Leute herabzustürzen. Reath bewegte sich langsam und drehte sich genau so, wie Dez sich drehte, um den halb eingestürzten Turm von ihnen weg zu anderen Gebäuden zu dirigieren, die hoffentlich leer waren. Doch für den Fall, dass sie es nicht waren, begann er, den Turm ganz langsam herunterzulassen, um zu verhindern, dass irgendwelche darunter befindlichen Gebäude zerquetscht wurden. Mittlerweile hatte sich der Staub so weit gelegt, dass er ganz in der Nähe Vernestra ausmachen konnte, und ein bisschen weiter entfernt Bell und Burryaga, und jeder von ihnen gab sein Bestes. Alle Jedi bewegten sich im Einklang miteinander, als würden sie der Choreografie eines Tanzes folgen, den sie schon viele Male getanzt hatten.

Der allmählich tiefer sinkende Turm gab auch weiterhin Geräusche von sich – man vernahm das Splintern berstender Fenster und das dumpfe Poltern von herabstürzendem Durabeton –, aber bald darauf spürte Reath, wie die Last von ihm und den anderen genommen wurde, als der Turm sicher auf dem Boden lag. Doch statt zu verschnaufen, verlor er keine Zeit und drängte die anderen, nicht nachzulassen. „Kommt! Wir müssen die Leute an Bord des Transporters bringen!“

Dez wandte sich dem Schiffszugang zu, um die Geretteten zu zählen und den Einstieg besser zu organisieren. Dann hielt er gerade lange genug inne, um zu fragen: „Wo ist Meister Adampo?“

Reath ließ seinen Blick über die Menge schweifen und bemerkte erst jetzt, dass das Ratsmitglied vorhin am Rand der aufgeregten Schar gestanden hatte – ganz in der Nähe des umgestürzten ersten Turms. „Ich gehe ihn suchen!“

Zu versuchen, sich seinen Weg durch die aufgebrachte Menge zu bahnen, die verzweifelt versuchte, an Bord des Transporters zu gelangen, wäre aussichtslos gewesen. Stattdessen katapultierte sich Reath mithilfe der Macht gute vier Meter in die Luft empor und sprang mit einem gewaltigen Satz über die Leute – und Vernestras Kopf – hinweg, ehe er geschickt landete, mit den Füßen über das staubige Pflaster schlitterte und nicht weit von Burryaga entfernt zum Stehen kam. Der Wookiee brüllte ermutigend, während er zwei Verletzte – mit jedem Arm einen – zum Transportschiff trug.

„Meister!“, rief Reath und begann hektisch, herabgestürzte Balken und Gesteinsblöcke anzuheben, um den Schutt zu durchforsten. War Adampo womöglich darunter verschüttet, verwundet und außerstande, irgendwie auf sich aufmerksam zu machen?

Dann wuchtete er eine weitere Durastahlplatte in die Höhe – und fand Adampo. Oder besser: das, was von ihm noch übrig war. Offenbar war ein tonnenschweres Trümmerteil auf ihn gestürzt, ohne dass es ihm gelungen war, sich mit der Macht davor zu schützen. Jetzt war von Meister Adampos Kopf nicht mehr viel zu sehen außer Blut und Gewebe.

Ein weiteres Ratsmitglied verloren? Noch ein Toter? Das schiere Entsetzen dieser Tatsache spülte wie eine eiskalte Woge über Reath hinweg, doch er konnte es sich jetzt nicht erlauben, sich damit auseinanderzusetzen – nicht in diesem Moment, in dem es so viele Leben zu retten galt. Würde nicht jeder Jedi-Meister das Wohl der anderen über seine persönlichen Belange stellen? *Reiß dich zusammen! Mach weiter!*

Von neuer Entschlossenheit erfüllt, gelangte Reath zu dem Schluss, dass jetzt keine Zeit war, den Leichnam zu bergen. Aller verfügbarer Platz an Bord der Transporter musste für die Lebenden genutzt werden. So, wie es aussah, würde der völlige Zusammenbruch von Inad Komesh wahrscheinlich ohnehin für Meister Adampos Begräbnis sorgen.

Reath machte sich wieder daran, den Leuten beim Einstieg in den Transporter zu helfen, und wies dem nächsten Schiff einen geeigneten Landeplatz zu. Über den Kommlink an seinem Gürtel kamen immer wieder Mitteilungen von anderen Rettungsteams in anderen Quadranten des Mondes herein, die alle das Gleiche meldeten: noch mehr Einstürze, noch mehr Erdfälle, noch mehr katastrophale Schäden. Das Ausmaß der Zerstörung wurde von Minute zu Minute größer – und beschleunigte sich immer mehr.

„Beeilung, Silas!“, brüllte Bell Zettifar. Er und Ember standen an der Einstiegs Luke des zweiten Transportschiffs, das zweifellos das letzte sein würde, das diesen Ort jemals wieder verließ.

Die letzten Nachzügler eilten an Bord. Reath folgte ihnen mit einem nächsten großen Machtsprung, der ihn an Bells Seite brachte – und ihm ein schräges Lächeln seines Freundes eintrug. „Angeber!“

Das war nur ein kleiner Scherz, der keinen von ihnen in einer so fatalen Situation lange amüsieren würde, aber in diesem Moment immerhin besser als nichts. Reath und Bell hielten sich an den Streben der Einstiegsrampe fest, als der Transporter in die Höhe stieg und rings um sie her noch mehr grauen Staub aufwirbelte. Einmal mehr schoss Reath durch den Kopf, dass die Gefahr bestand, dass in diesen Staubpartikeln die Verderbnis lauerte, doch er zwang sich, auf ihre Atmosphärenanalysen zu vertrauen und zu akzeptieren, dass sie in diesem Augenblick ohnehin nichts tun konnten, als weiterzumachen.

Gleichwohl, die Staubwolken konnten nicht verbergen, dass der Boden unter ihnen nachzugeben begonnen hatte – überall um sie herum brach die Erde weg, während der Kreis immer größer und größer wurde und sich zu einem riesigen Schlund ausweitete, der gierig noch mehr einstürzende Gebäude verschlang. Burryaga keuchte entsetzt, als Inad Komesch zusehends schneller in sich zusammenfiel und sich die Verwüstungen immer weiter ausbreiteten, je höher das Transportschiff stieg. Als sie schließlich die obere Atmosphäre erreichten und die Jedi gezwungen waren, die Luke zu versiegeln, schien der grässliche Anblick unter ihnen einem Albtraum entsprungen zu sein: Ein Bauwerk nach dem anderen verkalkte, von tödlichem Weiß überzogen, um dann zu geisterhaftem Staub zu zerfallen. Hier stürzte ein Shuttle-Dock Ebene für Ebene ein, um mit jedem nächsten Knirschen mehr an Substanz und Form einzubüßen; dort geriet eine Landebrücke ins Schwanken und sank in die Tiefe, als würde sie verzweifelt auf die Knie gehen. Bald wirkte

es nicht bloß, als wäre auf der Oberfläche nichts mehr intakt – sondern auch, als wäre die Oberfläche selbst viele Meter tiefer hinabgestürzt.

Die Jedi standen ein paar Sekunden schweigend da und atmeten schwer. Überall um sie herum weinten geschockte Inadi; andere waren starr vor Entsetzen. Es war Bell, der schließlich sagte: „Kommt. Stellen wir uns bei den Hygiene-Kabinen an. Ich war noch nie so scharf darauf, mich zu waschen.“

Doch Bells unbeschwerter Tonfall täuschte niemanden. Mittlerweile wusste so ziemlich jeder in der Galaxis um die Risiken einer potenziellen Infektion mit der Verderbnis. Reath klammerte sich an die Ergebnisse ihrer Planetenscans, denn in den wenigen Minuten, die er in den letzten Tagen zum Meditieren aufbringen konnte, hatte er gespürt, dass sie sich auf diese Scans verlassen *konnten* – jedenfalls soweit dies unter den aktuellen Umständen überhaupt möglich war. Doch das war letztlich reiner Instinkt, keine Gewissheit – nichts, womit sich die nervösen Inadi beruhigen ließen.

Also taten alle, Retter und Gerettete gleichermaßen, was Bell sagte, und reihten sich in mehreren Schlangen vor den Hygiene-Kabinen auf. Was blieb ihnen auch anderes übrig? Reath schloss sich ihnen an und wünschte, er hätte den Leuten um sich herum mehr Trost und größere Hoffnung spenden können als diese langsame, bürokratische Abfolge von Reinigungsprozeduren und Kontrollen, die vor allem anderen dazu dienten, zu bestimmen, ob die Verderbnis ihnen wie ein böstiger Schatten von Inad Komesh aus gefolgt war.

Im Orbit des sterbenden Mondes Inad Komesh kreiste ein Satellit, so klein, dass er mühelos in die Hand eines Humanoiden gepasst hätte. Dank seiner geringen Größe entging der Satellit

allen organischen Lebensformen und auch den meisten Droiden; genauso gut hätte es sich um ein beliebiges Stück Weltraumschrott handeln können, um die Art von Treibgut, die jeden bewohnten Planeten umkreiste, bis er schließlich in die Atmosphäre eindrang, sich durch die Eintrittswärme erhitzte und in einem Lichtfunken verglühte, zu flüchtig, als dass ihn überhaupt jemand bemerkte. Auch mit einem Energiescan ließ sich der Satellit nicht erfassen, denn er verbrauchte nur sehr wenig Energie. Seine Solarbatterien benötigten gerade genügend Leistung, um ein paar Sensoren und einen Transmitter zu versorgen.

Dieser Transmitter übermittelte sein Signal an einen Verteiler tief in der Okklusionszone, der seine Sendekoordinaten alle paar Tage änderte. Erst am zweiten Übertragungsort – an Bord eines speziell modifizierten Nihil-Spider-Squall-Kreuzers namens *Feuerbringer* – wurde der Untergang von Inad Komesh zur Kenntnis genommen.

„Wirklich interessant“, murmelte Dr. Mkampa. Ihre winzigen, umherhuschenden Dienerdroiden rollten und trippelten näher an sie heran – wenn Dr. Mkampa zufrieden war, hatten sie in ihrer Nähe nichts zu befürchten. Und in diesem Moment war sie nicht bloß zufrieden, sondern geradezu verzückt. Ihr breites, strahlendes Lächeln hob sich überdeutlich von ihrer dunklen Haut ab. Sogar ihre zahlreichen kybernetischen Verbesserungen schienen im Licht des Labors zu glänzen. „Absolut nicht das, was man mir gesagt hat – aber genau das, was ich erwartet habe.“

Mit einer Hand justierte sie die Daten, die an ihren Standort übermittelt wurden, und erstellte eine detaillierte Aufzeichnung, die sie später in Ruhe analysieren konnte, nur für den eher unwahrscheinlichen Fall, dass sie sich trotz allem doch irrte. Mit der anderen Hand aktivierte sie das primäre Kommsignal

der *Feuerbringer*, mit dem sie den Anführer der Nihil, Marchion Ro, kontaktieren und ihm Nachrichten übermitteln konnte.

Er reagierte nicht sofort. Das hatte Mkampa auch nicht erwartet. Gegenwärtig herrschte Ro nicht bloß über die Nihil, sondern ebenso über einen stetig größer werdenden Bereich des galaktischen Raums, der früher unter der Kontrolle der Republik gestanden hatte. Seine Zeit war kostbar. Dennoch hatte sie das Gefühl, dass ihre Botschaft sein Interesse erregen würde. Er würde sich schon bald melden, dessen war sie sich gewiss.

Auch damit sollte Mkampa recht behalten, denn es waren noch keine zehn Minuten vergangen, als sein lebensgroßes Hologramm an Bord ihres Schiffs aufflackerte, nur wenige Schritte vor ihr: Marchion Ro mit Helm und in voller Kampfausrüstung. Das Auge in der Mitte seines Helms wirkte wie ein roter Strudel, als er sagte: „Dr. Mkampa. Gibt es irgendwas Wichtiges?“

Das gab es, und das wusste er genauso gut wie sie, andernfalls hätte er sich nicht die Mühe gemacht, zu antworten. Trotzdem spielte Mkampa sein Spielchen mit. „Euer Versuch, ein Gegenmittel gegen die Verderbnis zu entwickeln, scheint gescheitert zu sein“, erklärte sie und hob ihr Kinn.

„Das war kein Test.“

„Tatsächlich? Soweit ich mich entsinne, hatten wir uns darauf geeinigt, dass der Industriemond von Inad ein hervorragendes Testobjekt wäre ...“

„Ich habe mich dagegen entschieden“, entgegnete Ro knapp. „Die Evakuierung begann zu spät. Es gab zu viele Zeugen, die binnen kürzester Zeit vom Überleben des Mondes berichtet hätten – was der Republik bloß falsche Hoffnungen gemacht und so den Konflikt unnötig in die Länge gezogen hätte.“

„In der Tat“, sagte Mkampa. Noch vor wenigen Wochen hatte Marchion Ro argumentiert, dass der beste Ort für ihre Versuche

eine dicht bevölkerte Welt oder ein bewohnter Mond wäre, da man die Auswirkungen der Verderbnis auf diese Weise nicht bloß an einer Vielzahl von Pflanzen, Tieren und anderen empfindungsfähigen Lebensformen testen könne, sondern zugleich auch an Bauwerken und Maschinen. Zuvor hatte Mkampa ihrerseits vorgeschlagen, den Test auf einem Asteroiden durchzuführen, da Ro darauf hingewiesen hatte, dass es ihnen allein an einem so verlassenen Ort möglich sein würde, die Ergebnisse ihrer Experimente komplett geheim zu halten. „Sollen wir uns dann jetzt auf die Suche nach einer ehemals bewohnten, jetzt verlassenen Welt machen? Um die Wirkung der Verderbnis auf die dort verbliebenen Strukturen zu untersuchen?“

Das wirbelnde Auge von Ros Maske schien sich eine Winzigkeit zusammenzuziehen, aber vielleicht bildete sie sich das auch bloß ein – bisweilen fokussierte sich Mkampas kybernetisches Auge für ihren Geschmack zu scharf auf bestimmte Dinge –, vermutlich inspiriert von der Gereiztheit und dem Misstrauen, von denen sie wusste, dass sie sich hinter der Maske verbargen. „Ein ausgezeichnete Vorschlag, Dr. Mkampa. Bitte, leiten Sie unverzüglich alles Erforderliche in die Wege.“

„Während Ihr mit dem gegenwärtigen Saatprotokoll fortfahrt?“ Sie ließ ihre Worte so beiläufig wie möglich klingen, als wäre ihr dieser Gedanke gerade eben in den Sinn gekommen, ohne sie sonderlich zu interessieren.

„Selbstverständlich. Aber überlassen Sie das mir, Dr. Mkampa. Konzentrieren Sie sich ganz auf die Suche nach einem geeigneten Planeten.“

„Gewiss, Mylord“, sagte Mkampa, bevor sie die Verbindung zu Marchion Ro zum vermutlich wirklich allerletzten Mal unterbrach.

Als Marchion Ro die Galaxis damit in Erstaunen versetzte, dass

er Kanzlerin Lina Soh anbot, nicht bloß die Republik, sondern alle und jeden vor der Verderbnis zu retten, war Mkampa fasziniert gewesen. Was für ein Heilmittel besaß er gegen die Seuche? Wer unter den Nihil wäre imstande gewesen, ein solches Heilmittel zu finden, wenn nicht sie selbst? Sie hatte Proben angefordert und darum gebeten, ihren Beitrag bei der Erforschung dieses Mittels und seiner möglichen Weiterentwicklung zu leisten, ja, hatte geradezu um die Chance *gebettelt*, es sich selbst verabreichen zu dürfen. Damit hatte der Reigen von Ros sich ständig ändernden Prioritäten begonnen. Doch inzwischen kannte Mkampa die Wahrheit – jene Wahrheit, die das Auge des Sturms sowohl vor der Republik als auch vor den Nihil selbst verbarg: Er hatte kein Mittel gegen die Verderbnis. Sein Versprechen war nichts als heiße Luft. Weder er noch sonst jemand konnte die Seuche aufhalten.

Rationale Reaktionen darauf wären tiefe Erschütterung, himmelschreiende Empörung oder überwältigendes Entsetzen gewesen. Mkampa hingegen, wie stets von der überbordenden Begeisterung einer wahren Fanatikerin erfüllt, spürte, wie das Lächeln auf ihren Zügen breiter wurde.

„Irgendwann werden alle erkennen, dass das Auge lügt“, sagte sie zu den Droiden um sie herum. Dieses stumme, glänzende Publikum war das Einzige, das sie brauchte. „Dann werden sie mit den Zähnen knirschen und in allen Sprachen wehklagen, die die Galaxis kennt. Doch ihr Schicksal ist unausweichlich. Die Galaktische Republik und der Nihil-Sturm werden ihr Ende finden, alle beide, und danach ... kann nur noch eine vollkommen andere Art von Macht darauf hoffen, zu obsiegen.“

Selbst die heimtückische Verderbnis würde lange brauchen, um die gesamte Galaxis zu zerstören. Weiter entfernte Bereiche des Wilden Raums könnten sich für risikobereite Individuen,

die bereit waren, die sich ihnen bietenden Möglichkeiten zu ergreifen, gleichermaßen als sicherer Hafen wie auch als Rohstofflieferant erweisen.

Mkampa ging zu ihrem persönlichen Tresor an Bord der *Feuerbringer*, den nicht einmal ihre eigenen Droiden zu öffnen vermochten, da sie das Schloss mit ihrem kybernetischen Auge synchronisiert hatte, sodass allein ihr eigener Blick imstande war, das zu enthüllen, was sich im Innern des Tresors befand.

Sie hatte das Objekt vor etwa einem Jahr entdeckt, während ihrer anfänglichen Suche nach potenziellen Testgebieten für ein „Heilmittel“. Seinerzeit war sie Marchion Ro gegenüber absolut loyal gewesen – trotzdem hatte sie das Gerät geheim gehalten, weil sie wusste, dass seine Macht zu groß war, um sie jemand anderem zu überlassen. Mkampa würde es entweder selbst einsetzen – oder dafür sorgen, dass niemand sonst Gelegenheit dazu hatte. Hätte Ro auch nur ein einziges seiner Versprechen gehalten, hätte sie das Objekt womöglich in die Glut einer Sonne geschleudert, um es zu schmelzen.

Aber das hatte er nicht getan. Und so oblag es ihr, über diese Macht zu verfügen, wie sie es für richtig hielt.

„Tief im Innern der Ruinen lag es“, flüsterte Mkampa, während sie sich in das Scannerlicht des Schlosses beugte. Ihr Gesicht flackerte in dem grünen Schein. Sie lächelte, als sie das Surren und Klacken des Öffnungsmechanismus vernahm. „Bedeckt mit Staub. Die Scanner wussten nichts damit anzufangen. Bloß gut, dass das nicht für mich galt. Man könnte sogar sagen, es hat nach mir *gerufen* ...“

Die Tür des Tresors glitt auf und gab den Blick auf die schwach leuchtende Pyramide eines Sith-Holocrons frei.

Mkampas Lächeln wurde noch breiter. „Höchste Zeit für ein bisschen Spaß!“